

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

179 (4.8.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Ferienzeit in Amerika

Wer es in Amerika in den Ferien irgend einrichten kann, der fährt mit seinem Auto hinaus ins „Country“, aufs Land. Je nach der verfügbaren Zeit und der Größe des Geldbeutels richtet man seine Tour ein. Wer billig leben will, der schlüpft sein Hausgerät und ein großes Wohnzelt mit und fahrt irgendwo in der weiteren Umgebung genau so billig leben wie in der Stadt. Viele Leute durchstreifen auf diese Art den ganzen Kontinent von Ost nach West, vom Atlantischen bis zum Pazifischen Ozean und wieder zurück. Erleichtert wird das durch die überall eingerichteten Tourist Camps. Daneben aber werden noch wirkliche „Camps“, d. h. Zeltlager von Vereinen, Gesellschaften und religiösen Sekten veranstaltet. Diesen Zusammenkünften fällt sogar noch eine größere Bedeutung zu, da sie meist mit erzieherischen und bildenden Zwecken verbunden werden. Man lernt zusammen; vor allem wird unangehener viel geredet, daneben aber auch gelungen, getanzt und schließlich auch aller möglicher Unfug getrieben.

Das Eldorado der Reichen ist dagegen Europa. Wer im Winter in den Salons von sich reden machen will und von seiner Sommerreise erzählt, der muß mindestens den halben europäischen Kontinent durchfahren haben und alle großen Hauptstädte kennen. Glücklich freilich als die inobitiven Globetrotter sind die einfachen amerikanischen Arbeiter und Angestellten, die für kurze Zeit von ihrer Ironie erlöst, sich ganz der Freiheit und Schönheit dieser Tage hingeben. Sie stellen den Hauptanteil an den allgemeinen ausgedehnten Camps und Touristenstädten. Karl Müller, s. 31. U.S.W.

Das Talmi-Jahrhundert im Roman

Einer der bekanntesten, seitennächlichen französischen Epiker Roger Martin du Gard läßt einen jungen Feuergeist in seinem neuesten Roman „Jean Barois“ (Paul Nollan Verlag) über das 19. Jahrhundert folgende bescheidene Rede ausreden: „Es ist auch das des Siebers der Utopien und Unlöslichkeiten, häufiger Konfusionen und Verzerrungen. Wir können nicht wissen, ob man es nicht vielleicht einmal das Talmi-Jahrhundert nennen wird!“ Mit wieviel potentiellerer Kraft könnte man dies harte Urteil über unsere jetzigen Zeitläufte fällen! Dieser Roman handelt von einem edlen Streber, einem vornehmen Kämpfer, einem aufwühlenden Zweifler, verkörpert in einer Person die ganze seelische Not, die ganze seelische Unruhe unseres Jahrhunderts und wenn auch die schicksalhaften Geschehnisse in eine bestimmte Vergangenheit gesetzt sind, so fühlt man doch in jeder Zeile die fieberhafte Bedrängnis des Verfassers, mit den Problemen der Gegenwart sich auseinanderzusetzen und auf irgend eine anständige und angenehme Weise damit fertig zu werden. Wie vorausahnend sind jene Worte: „Disziplin, Heroismus, Wiedergeburt, nationaler Genius! ... Glauben Sie denn, daß in fünfzig Jahren dieses Vorgehängel noch irgend einen klar umrissenen Sinn haben wird?“ Zeigen sie nicht, wie verschieden die Begriffe der Generationen sind, daß der einen Worte wie Wahrheit und Gerechtigkeit-Lebensimpuls bedeutet, während der anderen Vaterlandsiebe, Militarismus — Triebkraft und Weisheit. Wie schön sagt Jean Barois zu der ihm nicht mehr folgenwollenden Jugend: „Ja, hinter diesen großen Worten von Ordnung, nationaler Geniesinnung steht gemiß zum Teil das, was Sie hineinlegen wollen; aber auch noch etwas anderes ein recht gewöhnlicher Selbsterhaltungstrieb! Von ihrer Geburt an haben Sie gefühlt, daß die Kühnheiten des 19. Jahrhunderts schließend naheinander alle Grundlagen erschüttern würden, auf denen das soziale Gleichgewicht einstimmeln noch ruht. Da haben Sie sich inständig an alles das geklammert, was Ihnen für ein wenig Zeit als Autorität, die Polizei, die Religion! Dies sind die einzigen Dämme gegen die Freiheiten der anderen, und Sie haben deutlich erkannt, daß jene Freiheiten sich nur zum Schaden Ihrer persönlichen Situation auswirken können! Der Fortschritt marшиerte zu schnell: Sie legen einen Hemmstich an ... Ihr Herz vertritt das nicht, es schwindelt Ihnen.“

Eine gemächliche Auseinandersetzung durchmüht das Leben Barois. In der starren Dogmatik des modernen Katholizismus zerhackt der innige Kinderlaube Jean Barois' und dieser aufwühlende Kampf durchzieht sein ganzes Leben, zerstört seine Ehe, nimmt ihm sein Kind und läßt ihn immer einamer und unglücklicher werden. Die Zeitschrift „Der Sämann“, die er mit einer Reihe Gleichgesinnter herausgibt und deren edelste Aufgabe während mancher Jahre es ist, sich für Rehabilitation des Hauptmann Dreufuß einzusetzen, ist sein Werk. Neben in Tragik endet sein Leben. Die Zeitschrift macht über ihn hinaus und seine Freunde zerklüffern. Noch einmal schüttelt ihn der Zweifel bis ins letzte Mark über all

das, was er erreicht im Leben und das, was er erreicht oder nicht erreicht und mit erschütternder Deutlichkeit ist der Todeskampf geschildert, jene letzte Auseinandersetzung mit dem Leben, ein Kampf, der so blutig und so bitter schmer ihm wurde, daß er — und das ist vielleicht die letzte Konsequenz, die der Schriftsteller mit fanatischer Wahrheitsliebe zu Ende dachte — in die Arme der Kirche zurückflüchtet, nicht aus Überzeugung, sondern aus Angst und kindlicher Unbeholfenheit gegenüber dem großen Mysterium des Todes.

Dem unruhigen Zweifler und Feuergeist hat der Schriftsteller das edle Gleichmaß eines anderen gegenübergestellt. Es dürfte in der Gestalt des Senators Luce sich die historische Figur des großen

Wissenschaftler Berthelot verbergen, der in seiner letzten Stunde schon von sich laut: „Mein Leben hat solche Stöße nicht erfahren, wie ich in zwei oder drei schlichte, klare Worte gefaßt werden. Es gibt mir, wenn ich jetzt scheiden muß, ein Gefühl des Friedens. Ich bin mit Vertrauen auf mich, auf das tägliche, strebende Bemühen auf die Zukunft der Menschheit geboren. Ich habe mich ohne Schwermut immer im Gleichgewicht gehalten. Mein Geschick war das eines Baumes in guter Erde, der regelmäßig seine Früchte trägt.“ Wohl dem, der in seiner letzten Stunde Gefäßtheit und Ruhe eines dieler Größe aufbringen kann. Ihm wird der Tod ein Freund und nicht ein farrter Gegner sein.

Wer hat das Schwein gestohlen?

Von Peter Volter

Regimentsbefehl: „Ich bestrafe die 9. Kompanie mit dreitägigem Strafexersieren von je zwei Stunden, weil in ihrem Bereich ein Schwein gestohlen worden ist, ohne daß der oder die Täter sich gemeldet haben. Die Nachforschungen nach dem Dieben und dem Verbleib des Schweines sind fortzusetzen.“

Die Vorgeschichte dieses Regimentsbefehls ist ein Kulturdokument. Nachdem sie vor Verbund Dreiviertel ihres Bestandes getreten hatte, war die Truppe in eine Ruhestellung nahe der luxemburgischen Grenze zurückgezogen worden. Die 9. Kompanie, die gerade noch aus vierzig Mannern bestand, sollte dort gewaschen, entlaubt, gekleidet und wieder paradefähig gemacht werden.

Nachdem nun gelang das einigermäßen, aber innerlich blieben wir trotzdem die verwiderten Bulschlepper, die wir in dem Dekret der Waagrebe geworden waren. Die Moral war erschütternd gesunken. Verabschiedung der Feldwebel mit einem Sparspar für die Kriegsanleihe kauften. Auch das vom Vorsteher der Marktenerei eine Rüte mit Würstchen und Wurstwaren unter dem Hintern verdrängend, erragte feinerlei Verminderung bei uns.

Aber wir waren noch nicht ganz vollkommen. Es gab noch etwas, das uns befeuerte. Das war „Schorsch“, unser Kompanieschwein.

Schorsch war eine kapitale Sau! Wir hatten sie von unserem eigenen, zusammengekauften Gelde drüben im Luxemburgischen gekauft und fütterten sie nun auf gemeinsame Kosten hoch. Die ganze, fast verklärte Liebe und Zukunftsstimmung der Kompanie konzentrierte sich auf den tolligen Dickhäuter. Und immer standen ein paar von uns an seinem Stall, rauchten und beobachteten mit Zärtlichkeit und Ehrfurchung, wie das Schwein unsere liebevolle Pflege durch eifrige Fütterung seines Umfangs behagte, die uns beruhigende Visionen von fettlichen und irrtümlichen Schlemmereien vor die Seele zauberte.

Schorsch machte alle Wechselläufe des Sommers geteilt mit. So unte wir auch umhergezogen wurden, unter Schwein fütterten wir stets auf einem Baumgewagen mit uns und wie es immer fester wurde, desto berühmter wurde es, und schließlich drang die Kunde von seinem Reichtum und Gedeihen bis zum Regimentsstab.

Niemand hatte uns bisher das Recht an unserem Schwein streitig gemacht. Aber als wir im Spätherbst wieder einmal in Ruhe lagen und die Zeit zum Schweinegeschlachten günstig schien, kam unermutet eines Tages der Regimentskommandeur mit seinem ganzen Gefolge angewandelt, um zu „insizieren“.

Die Kompanie — wieder mal nur etwa fünfzig Mann stark — müde antretend, wurde befehlshäßig, in einer geradezu verächtlichen Weise belost und mit ein paar Eiernem Kreuzen behängt.

Nachdem dieser offizielle Teil vorüber war, wurde der Kommandeur gemächlich und knarzte: „Nebst dem Schwein habe ich gehört, daß die Kompanie ein — hä hä — Friedensschwein gemästet hat. Wie steht es damit?“

Dieses Interesse hatte uns gerade angeht! Soeben sah der Kompanieführer die Tatiage zu, „Kann man das Bief mal sehen?“ Die Herren begaben sich zum Schweinestall. Wir drückten uns in der Nähe herum, um von den Gebrächen etwas aufzufahren.

„Also das ist ja fabelhaft! Die Sau hat mindestens drei Bief ner!“ meinte der Kommandeur. „Mann soll denn geschlachtet werden?“

„In acht Tagen, Herr Oberstleutnant.“

„So, so — na, das ist ja schön! Ich hoffe, daß Sie bei der Verteilung Ihren Regimentskommandeur nicht vergessen werden!“

„Und mich auch nicht“, fügte der Bataillonskommandeur hinzu, was soviel hieß als „Der Teufel soll euch holen, wenn ich nichts abtrage.“

Ein paar Hauptleute, die mit von der Partie waren, amüsierten sich heimlich ebenfalls zur Berückichtigung, und das alles war einer — Ränigkeit, als ob es sich um Heeresgut und nicht um einen Privatgegenstand handelte!

Der Leutnant war bleich vor Wut, als sie endlich abstrammten. Wir standen um ihn herum.

„Ja, dann geht man zu, wie ihr zu eurem Anteil kommt!“ Soag er grimmig. „Ihr könnt ja damit machen, was ihr wollt. Ich mit der Schweinerei lasst zu tun haben.“

Die Sache wurde den ganzen Tag über besprochen, und es fielen wenig schmeichelhafte Bemerkungen. Abends hielten wir große Stimmverammlung und bestanden einen wahrhaft niederschmetternden Plan, wir ungelümt ins Bief legten.

Gebührende Vorbereitungen wurden getroffen. Und am nächsten Morgen erhob sich im Revier der 9. Kompanie plötzlich ein großes Geschrei und Gemurmel, daß das ganze Bataillon aufzukommen lief. Schorsch, unser Schwein, war über Nacht abgehauen worden! Keer war der Stall, in welchem es geblieben war, freundlich herumgesehen. Nur eine große Blutlache war auf ihm übriggeblieben und ein alter Sad, mit dem die Krücker beim armen Vieh das Maul zugebunden hatten, um es am Schreien zu verhindern. Von dem Rabener aber war nichts zu entdecken — er war verschwunden und blieb verschwunden!

Vom Regiment, vom Bataillon kamen jitzige Biefberichte. Der Oberstleutnant, der Major tobten und wetterten um ihre Schweinerei und Seufferten, die sie ihm befehlt hatten. Eine zeitliche Untersuchung wurde eingeleitet. Aber fünfzig Mann wollten nicht aufgeben und gehört haben! Fünfzig Mann logen, daß die Schweine sich hogen. Fünfzig Mann hielten mit eiserner Stirn den schwermütigen Bedrohungen stand und riefen verstoßt und trotzig das verhängene Strafexersieren ab, indem sie sich nicht einmal entblöden, die Bief über die ganze Geschichte zu reihen.

Schorsch, das Schwein, war, wie gesagt, verschwunden. Aber ein Abend später schmort und drückte es in allen Quartieren fünfzig gemischte Musketen schlagen sich hämlich grinsend in die Bäuche voll. Sie zeigten dabei nicht die geringsten Bekümmernisse, sondern befanden sich sogar höchst behaglich dabei. Was aber merkwürdiger war: Soag ein Kompanieführer, ein Leutnant, beteiligte sich an diesen nächtlichen Schmäulen und schämte ebenbürtige Gemütskräfte dabei zu empfinden, wie seine Kameraden Tiere.

In den nächsten Wochen hat die Kompanie allerdings nichts mehr geladen gehabt, aber was ertrag man damals nicht alles um ein Stück Schweinebraten.

Die Himmelschühe

Ronelle von Louise Schulze-Brüd
Copyright in Hesse u. Bader Verlag, Leipzig

Zusammengedrückt, schlaflos lag die Vitti im Bette. Ihr Herz schlug so laut, daß sie meinte, ihre Mutter müsse es hören. Kalt wurde ihr und heiß, in ihren Ohren lautete und brauste es, daß sie des Sorn des Nachtwächters kaum hörte, der die elste Stunde anstutete. Wie ein ganz ferner Klang schien es ihr, aber sie fuhr hoch auf, als habe sie die Stimmen des Jünglings Gerichts gehört. Nun mußte er noch einmal blauen, und dann war die Zeit da. Dann gingen die heim, die Leichenwäse hielten. Aber wenn nun jemand in dem Totenhaule schlief? Nein, da ist niemand. Da war ja nichts zu holen, und das war ja auch zu unheimlich, in dem Hause allein mit der Leiche.

Sie schüttelte sich vor Grauen, ihre Zähne klapperten, sie fühlte, wie sie zitterte am ganzen Leibe, wie kalter Schweiß auf ihrer Stirn stand, in großen Tropfen herunterran. Aber sie hielt die Zähne zusammen, sie mußte es tun.

Sie war wohl ein wenig eingenickt. Sie fuhr in die Höhe — das war ja wieder das Sorn. Nun galt's. Letzte lehte sie sich auf und horchte nach dem Bett ihrer Mutter. Die atmete tief und stark, sie schlief und würde schlafen bis zum Morgen. Sie schlüpfte aus dem Bett, in ihren Kleidern hatte sie sich hingelegt, nun stand sie schon an der Kammertür. Gut, daß sie die neulich eingedöhlte hatte, weil sie gar zu ara knarzte. Geräuschlos ging sie auf, nun stand sie im Flur, drückte leise die Tür zu, atmete tief auf mit einem Gefühl, als ob ihr das Herz spritzen müßte. Auf den Strümpfen schlich sie zur Seustür, tastete sich im Hof nach dem Stalle, holte sich die Schühe. Und nun galt's.

Sie stand auf der Gasse, duckte sich in das Dunkel unter der Linde. Ganz leer lag der Weg, schwach erhellt vom Sternenschein. Ganz non fern hätte sie das Tuten des Nachtwächters. Der war jetzt im oberen Dorf, wo sein Häuschen lag, da legte er sich jetzt eine Stunde aufs Ohr. Ganz still waren, eben wollte sie sich weitererschleichen, da regte sich in der Linde, rauschte stark im Blattwerk. Sie schrak zusammen, duckte sich, hielt den Atem an. Eine schwarze Masse regte sich, ein knarrendes Schrei wurde laut.

„Ach, das war der Rau, der garstige Geißel, der da in Nachbors Scheunenloch wohnte. Nun kriech er mit seinem Flügelgeschlag dicht

über sie weg, aus dem nächsten Baume hörte sie noch einmal seinen Schrei.

„Nun!“

Das die Dorfstraße so lang war, so weit, so hell! Unendlich schien die Straße. Im Häusergängen geduckte, wie eine Diebin schlich sie dahin. Da warf ein helles Fenster ein breites Lichtpäckchen auf den Weg. O weh! Im Wirtshaus war noch Licht. Stimmengewirr klang noch heraus, und als sie näherkam, unterschied sie eine Stimme, die konnte. Der Vater ihres Bräutigams war das, der sah wohl da drin und stürzte sich nach der Totenwäse.

Ihre Knie zitterten so sehr, daß sie glaubte, sie komme nicht weiter. Aber sie zwang sich. Auf der anderen Gasse hatte sie marschiert. Sie warf noch einen scheuen Blick nach dem hellen Fenster — da drinnen diskutierten sie weiter. Wer weiß, die erzählten sich jetzt vielleicht hoch und teuer, daß sie den Franz nicht beläme. Ach, wie ihr Herz klopfte. Und in ihrem Kopf, da an der Stirn, klopfte es jetzt auch — wie mit Hämmern pochte es da, und ihre Füße, die traten wie ins Leere — denn da, da war das Hallenhaus, aus dem Stubenfenster dämmerte ein ganz matter Lichtschein, da drin lag der Tot, der ihr Vater war und es nicht sein wollte. — Und nun stand sie vor der Tür, nun schlopfte sie tief Atem, duckte sich, sah scheu nach allen Seiten, ob nicht etwas sich regte. Ach da, vorm Fenster, da bewegte sich was, der Nachtwind, der leise ging, spielte wohl mit einem Baumzweig, oder was die Seele des Salzen-Fris, die da harrte, bis die Sonne kam?

Sie warf einen scheuen Blick nach dem Ofen, es schien ihr, als ob dort schon ein grauer Schein aufdämmerte — es war Zeit, höchste Zeit.

Sie klinkte an der Tür — die gab dem Druck nach — und schlüpfte in den dunklen Flur. Ein strenger Geruch schlug ihr entgegen nach Weibrauch und Buxbaum und Tannenholz, nach verdunstendem Öl und tener andere, der immer der Spur des Todes folgt.

Sie tastete nach der Klinke. Nichts regte sich. Ein winziges Lichtschein erhellte mit seinem kleinen Lichtkreis nachdrücklich den Flur. Aus dem runden Guckloch in der Stubentür schimmerte das hellere Licht. Vilett horchte angezogen. Alles still, nur das Brausen in ihren Ohren hörte sie, das Klängen und Säulen. Und das Zittern in ihren Gliedern hörte sie. Als sie das Eisen der Türklinke berührte, ging es ihr durch den ganzen Körper wie ein Blitzstrahl.

Wenn nun jemand da drinnen wäre? Ein Lebender außer dem Toten? Sie spähte durch einen kleinen Spalt des Gardindens, welchs das Guckloch bedekte. Da sah sie nur etwas Weißes, Starres,

Unbewegliches. Ach, wie sie zitterte! Wie alles in ihr zurückkehrte vor dem Öffnen der Tür. Aber da hatte sie die schon aufgedrückt — sie knarzte widerwillig, ging schwer und unwillig auf.

Und nun stand sie ättern in der großen niedrigen Stube, deren schwerer Balkendeck das Licht seltsam spielte. Hier war der Geruch fast erstickend. Er legte sich der Vitti im Nacken, er legte die Brust, daß sie kaum Atem holen konnte. In der Mitte stand der Sorn, auf zwei niedrigen Bänken. Und drin die starke Gestalt des Mannes, der ihr das Leben gegeben und der noch im Tode so unheimlich hineingedrückt hatte, als in seiner Wacht stand. Nun brach sie ihm dafür die Schühe, die er so nötig hatte, das Bief. Wichtigste, was man ihm auf dieser Welt noch geben konnte. Scheuen Blick warf sie nach dem Geruch in dem Sorn. Aber es war ein Tuch verhängt. Und nun mußte sie das schwere Bief auf den Tisch legen. Und mitten drin hielt sie erstickend inne, und wieder kränzte sie das brauende Blut zum Herzen, zum Kopf. Was war das für ein Ton? Ein Klängen und Sukren wie von einer schwingenden Zither? Ein Klängen Zither? So spät in der Nacht, so nahe einem Toten? Nun wars still — nun kam es wieder. Und dann ein Geräusch wie ein dumpfes Knistern, dann wieder das Klängen, das Summen. Und nun glitt ein schwarzer Körper vor dem Licht frei freist darum. Ein Nachtfalter viellecht, viellecht auch die Vitti schwannte wie betäubt.

W ihr Kraft nahm sie aufwachen — noch einen Schritt, nun war sie da. Und wie in einem schweren, bösen Traum nahm sie ein Tuch weg, fühlte, indem sie ihm die Schühe anstreichte, eine gewisse Kälte, die sie bis ins innerste Mark frieren machte, drehte langsam die Decke wieder über, schlich — ach, mit welchem Verlangen — auf die Zittern — auf die Straße.

Und nun rannte sie wie gejagt. Möchte sie leben wer wollte, sie wars jetzt gleich. Gleich auch, daß auf der Schwelle des Wirtshaus ein paar Männer standen, neugierig der vorübergehenden Gestalt nachschauend. Das erstaunte: „Na, wer hat denn da noch auf dem Gell' rumzusantieren?“ hörte sie nicht, sie rannte, rannte.

Da war das Häuschen, da war sie im Flur. Nun noch in der Schlafkammer, nach die Kleider vom Leibe gerissen, die brannten im Feuer und füllten wie Eis, und trach sie ins Bett, fauerte sich zusammen, säckelknarrend nach Frost, alibend nor Hitze, und da etwas an sie heran, artig nach mit kalten Händen — sie barg sich unter der Decke — aber es kam doch, faste sie doch.

(Fortsetzung folgt.)